Gertrud Villiger-Keller : 1843-1908

Autor(en): **Henz, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **65 (1953)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-62548

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gertrud Villiger-Keller

1843–1908

Am 5. August 1843 meldete Augustin Keller dem «Mueterli», seiner mütterlichen Freundin Frau Dr. Ruepp in Sarmenstorf, die Geburt eines Töchterchens. Seine Worte klangen dabei so innig beglückt, daß man noch heute beim Lesen der wenigen Zeilen spürt, welches Zukunftsbild ihm vor Augen schwebte: Er sah ein Kind vor sich, hochgemuten Geistes und voll Herzensgüte, ein Kind, das sein Leben nach dem Sinne der Eltern gestalten würde. Die Ahnung wurde zur Wirklichkeit: die kleine Gertrud war ausgestattet mit allen Gaben, die ihren Vater und ihre Mutter auszeichneten: Wahrheit und Schlichtheit, Tatkraft und Güte bildeten die Merkmale ihres Elternhauses. So mußte sie sich zu dem entwickeln, was fünfundsechzig Jahre später an ihrem Grabe gesagt wurde: «Sie war ein Vorbild bester schweizerischer Weiblichkeit.»

Von allen guten Geistern geleitet, durfte das kleine Mädchen zuversichtlich den Lebensweg beschreiten. Es scheint, daß ihm das Schicksal nichts von dem vorenthielt, was sich ein hochbegabtes Menschenwesen wünschen kann: ein harmonisches Familienleben, geistig sehr bedeutende, liebevolle Eltern, eine Erziehung, die es den Flug zur Höhe nehmen ließ, ohne daß der Blick für die Wirklichkeit oder deren Anforderungen verloren ging, eine Ausbildung im Inland und in Italien, häusliche Pflichten daheim. Wie hätte die junge Gertrud nicht befähigt sein sollen, als Tochter, Hausfrau und Mutter die Ihren zu beglücken und einen Kreis um sich zu bilden, der Unzähligen zum Segen gereichte!

Mit dreiundzwanzig Jahren verheiratete sie sich mit Fidel Villiger, Anwalt in Cham, der sechs Jahre später nach Lenzburg übersiedelte, wo er eine Fürsprecherpraxis gründete, die sich rasch ausdehnte. Über diese Wendung war die junge Gattin sehr froh, denn ihr Großvater mütterlicherseits, Michael Traugott Pfeiffer, der bedeutende Musiker und Pädagoge, hatte in der kleinen Stadt als erster Seminardirektor gewirkt, sein Schwiegersohn Augustin Keller war sein Nachfolger geworden, und nun durfte auch sie, die Enkelin und Tochter, dort ihr Lebensglück und ihren Wirkungskreis aufbauen.

Wie ihr Elternhaus, wurde ihr Heim am Fuße des Schloßberges ein Mittelpunkt geistiger Vereinigung, denn beide Gatten – einander von

Herzen zugetan – nahmen vollen Anteil am musikalischen und öffentlichen Leben der Stadt.

Zudem beteiligte sich die junge Frau schon damals gern an gemeinnützigen Werken, und die Aufgaben, die sie übernahm, besorgte sie nicht nur obenhin, sondern führte sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit zu einem guten Ende. Vor allem war ihr die hauswirtschaftliche Ausbildung der zukünftigen Familienmütter wichtig. Doch ahnte sie nicht, welch gewaltige Aufgaben infolgedessen auf sie warteten, und daß sie darum von 1889 weg während neunzehn Jahren die Geschicke des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins leiten sollte. Jetzt war sie vor allem noch Gattin und Mutter. Zu ihren vier eigenen hochbegabten Kindern, denen sie eine weise und gütige Führerin war, gesellten sich Neffen und Nichten aus Salerno, die ebenfalls die Schulen der Stadt besuchten. So waren die Tage der jungen Frau wohl ausgefüllt. Und doch litten die häusliche Behaglichkeit und die Harmonie des Familienlebens nicht unter der vielseitigen Inanspruchnahme. Ihr Haus muß ein wahres Paradies gewesen sein für ihre Kinder und deren zahlreiche Gefährten. Denn «Tante Gertrud» liebte Frohsinn und Fröhlichkeit und hatte – dies war ein auffälliges Merkmal ihrer Wesensart – immer gerade für das Zeit, wofür man sie anging. Sie war sehr musikalisch und spielte auch oft und mit Freuden zum Tanze auf, wenn das lustige Jungvolk die Füße nicht mehr still halten wollte. «Es isch eifach immer schön gsi», erzählte mir eine alte Dame, deren ganze Jugendzeit vergoldet wurde durch die Gastfreundschaft, die sie im Villigerschen Hause erleben durfte, «'s isch immer nur schön gsi», und als ich mich von ihr verabschiedete, dankte sie mir herzlich, weil ich durch meine Fragen die Erinnerung an die lieblichsten Stunden ihres Lebens wachgerufen hatte.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde durch ungeahnte Erfolge von Technik, Industrie und Handel das Gesamtleben des Volkes völlig umgestaltet. Hauptsächlich die Frau mußte sich einer folgenschweren Umwandlung ihrer überlieferten Gewohnheiten, Pflichten und Rechte unterziehen. War sie vorher durch ihre Arbeit von der Kindheit bis zum Tode ans Haus gebunden gewesen, wurde sie plötzlich mancher Aufgabe enthoben und mußte statt dessen ins Erwerbsleben hinaustreten. Hatte sie früher als Mutter, Gattin und Schwester durch ihre Fürsorge und häusliche Arbeit die Familie gestützt und zusammengehalten, so daß diese die Grundlage bilden konnte für das gesunde Leben

des Volkes, mußte sie nun sehr oft, wenn auch verheiratet, in der Fabrik Verdienst suchen, um die durch die Massenfabrikation erzeugten Bedarfsartikel kaufen zu können. Das Doppelverdienertum der beiden Ehegatten zeitigte wie heute noch, nebst wirtschaftlichen Vorteilen, große, früher unbekannte Mißstände: das Familienleben, die Kindererziehung, die Haushaltführung litten schwer, die Folgen der völlig veränderten Lage waren unheilvoll und machten sich bald in der Abnahme der Volkskraft bemerkbar, die vielen einsichtigen Männern und Frauen bange Sorgen bereitete.

Um den Zerfall aufzuhalten und wieder bessere Zustände herbeizuführen, beschäftigte sich vor allem die 1810 gegründete Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft eingehend mit der Frage, wie sich die Erziehung der Mädchen zur Hausfrau unter den neuen, völlig veränderten Verhältnissen gestalten ließe, und als eine der ersten Frauen, die sich mit ihren wohlüberlegten, von viel Tatkraft und Klugkeit zeugenden Ideen an die Öffentlichkeit wagte, sprach die Pfarrfrau von Starrkirch, Frau Rosina Gschwind-Hofer in sehr stark besuchten Vorträgen über die Notwendigkeit verbesserter häuslicher Ausbildung und über die hohe Aufgabe der Frau, mitzuwirken am Wohle des ganzen Volkes durch gemeinnützige Bestrebungen. Frau Pfarrer Gschwind wußte, daß Einigkeit stark macht, daß es einer Gemeinschaft möglich ist, große Aufgaben zu erfüllen, denen Einzelne niemals gewachsen sind. Darum wurde auf ihre Anregung hin am 18. März 1888 in Aarau der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein gegründet. Der Anfang war bescheiden. Der neue Verein setzte sich vorerst nur aus Einzelmitgliedern sowie aus den Sektionen Aarau und Zürich zusammen. Die Tatsache, daß jetzt im Jahre 1952 über zweihundert Sektionen zusammengeschlossen sind, beweist, daß der Name «Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein» nicht zu hoch gegriffen war, sagt auch, daß der heilige Wille, Gutes zu schaffen, welcher die Gründerinnen beseelte, Werke entstehen ließ, die das Ansehen des Vereins immer mehr hoben.

Er sollte kein Unterstützungsverein sein, im Gegenteil. Sein Kennwort, nachdem auch heute gearbeitet wird, heißt: «Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb, zeig ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.»

Als Mitglied in den ersten Zentralvorstand wurde unter andern Frau Villiger-Keller gewählt. Frau Pfarrer Gschwind hatte schon früher erfaßt, welch hervorragende Persönlichkeit und Mitarbeiterin durch sie

gewonnen werden konnte. Die Erwartungen, die man in sie setzte, wurden sogleich erfüllt, und deshalb wurde sie schon ein Jahr nach der Gründung als Zentralpräsidentin ernannt. Sie folgte dem Ruf nicht ohne Widerstreben und mit einer gewissen Ängstlichkeit, doch fühlte sie sich verpflichtet, ihre hohen Gaben andern zur Verfügung zu stellen, und schrieb: «Ich muß versuchen, meinen Mitschwestern zu helfen, wenn ich mich des eigenen Glückes nicht schämen soll.» Daß sie selbst, das heißt ihre Wesensart, ihre Güte, ihre Klugheit und stete Hilfsbereitschaft, die Bausteine waren ihres Lebensglückes, daran dachte sie in ihrer Bescheidenheit gar nicht.

Der Verein hätte keine glücklichere Wahl treffen können. In den neunzehn Jahren, die darauf folgten, stieg die Zahl der angeschlossenen Sektionen auf fünfundsiebzig. Aber Kämpfe und Anfechtungen blieben den Frauen nicht erspart. Uns scheint es heute, jeder denkende Mensch hätte mit den Grundsätzen und den Bestrebungen des Vereins ohne weiteres einverstanden sein sollen. Aber es war und ist zu allen Zeiten so: Da, wo sich neue Ideen Bahn brechen, da erschrecken die Kleinlichen und Engherzigen auch schon über den ersten Schimmer des Erfolgs, und wenn der Neid und die Mißgunst erwachen, da schlafen der Spott und die Verleumdung nicht mehr lange.

Frau Villiger ließ sich nicht beirren. Sie trug in sich das starke Verantwortungsgefühl für die Heimat, das ein Kennzeichen des wahren Schweizers ist. Ihr Sinn war stets wach und bereit für alles, was dem Lande diente. Sie wollte des Bruders, der Schwester Hüterin sein und sagte nicht: «Man sollte», sondern: «Ich muß» – «ich will», und sie wollte mit Freuden und schaffte und schuf mit starken Kräften, denn zu ihrem Pflichtbewußtsein gesellten sich der Ideenreichtum und das Können.

Was durch *sie* angespornt, der Zentralvorstand damals Großes erreichte, Haushaltungskurse aller Art, Gründung von Haushaltungsschulen, Hebung des Dienstbotenstandes durch bessere Ausbildung, Dienstbotendiplomierung, Umschulungskurse für Fabrikarbeiterinnen, Gründung der Schweizerischen Pflegerinnenschule, Gründung der Gartenbauschule Niederlenz, Mitarbeit im Kampfe gegen die Tuberkulose, gegen den Alkoholmißbrauch, Hilfe für Gefährdete, Schwererziehbare, Schwachbegabte, all dies wurde schon oft erwähnt. Was aber in den selben neunzehn Jahren, durch sie beseelt, in den vielen Sektionen im ganzen Lande herum geleistet wurde, kann nirgends aufgezählt werden.

Wie Kinder, die nicht nur für sich, sondern einem verehrten Lehrer zulieb arbeiten, so fühlten sich die Frauen mit der Präsidentin verbunden, von ihr empfingen sie Anregungen, in ihrem Geiste wirkten sie, und gerade auch die Arbeit, die zu Hause im kleinen und stillen getan wurde, band die Bevölkerung an den Verein, so daß er sich immer schöner entfalten konnte.

Durch diese Verbundenheit fühlte sich Frau Villiger gestärkt und ermutigt. Sie fühlte das Verständnis und die Verehrung, die ihr von der Familie, von den Freunden, von bekannten und unbekannten Mitarbeiterinnen entgegengebracht wurde, und sie empfing dadurch neue Kraft, wenn Anfechtungen von außen sie und ihr Werk herabsetzen wollten.

Sie blieb sich selbst getreu. Die Liebe zu den Mitmenschen und zur Heimat, das vom Vater ererbte starke vaterländische Gefühl blieben wach bis zu ihrem Tode, und als sie im April 1908 nach langer Krankheit und schwerem Leiden starb, durfte man mit heiligem Rechte das Wort auf sie anwenden: «Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.»

Geschichte des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins. Zur Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins. Zürich 1939. – FRIEDA HUGGENBERGER, *Frauen der Heimat*, Verlag Rascher, Zürich. – ELISABETH BRAUN, *Gertrud Villiger-Keller in ihrer Lenzburgerzeit.* Lenzburger Neujahrsblätter 1944.

JOHANNA HENZ

Marie Heim-Vögtlin

1845–1916

Als am 7. Oktober 1845 im Bözener Pfarrhaus die kleine Marie Vögtlin zum erstenmal ihre Augen dem Lichte öffnete, da lag vor ihr ein Leben, das nach menschlicher Voraussicht ablaufen würde, wie eben das Leben jedes braven Pfarrtöchterleins, das – aufwachsend in der Zucht aller häuslichen Tugenden – heranreift zu einer Tochter, die in holder Geduld wartet auf den Mann, den ihr ein gütiges Schicksal vielleicht bereit hält. Und niemand konnte ahnen, daß da in der kleinen Wiege noch andere Schicksalsgaben verborgen lagen, die sich im Laufe der Jahre immer deutlicher zeigten: ein starker Wille und ein lebendiger Geist.



GERTRUD VILLIGER-KELLER

1843–1908